

Diejenigen, die das Leben auf Erden lieben, müssen die Regierungen und alle, die Entscheidungen im wirtschaftlichen und sozialen Bereich treffen, dazu ermutigen, mehr im Einklang mit den Friedensforderungen als aus egoistischen Interessen zu handeln. Das Ziel muß immer Friede sein: der Friede muß unter allen Umständen angestrebt und bewahrt werden. Wiederholen wir nicht die Vergangenheit, eine Vergangenheit der Gewalt und Zerstörung! Gehen wir auf dem steilen und schwierigen Pfad des Friedens, dem einzigen Weg, der zur menschlichen Bestimmung führt, dem einzigen Weg in eine Zukunft, in welcher Gleichheit, Gerechtigkeit und Solidarität Wirklichkeiten und nicht bloß ferne Träume sind.

Und so möchte ich gerade von hier aus, wo vor 35 Jahren das Leben so vieler Menschen in einem einzigen Augenblick ausgelöscht wurde, einen Appell an die ganze Welt richten, einen Appell für das Leben, für die Menschheit, einen Appell für die Zukunft.

### **„Laßt uns gemeinsam eine neue Zukunft schaffen“**

Den Staatsoberhäuptern und Regierungschefs, den Mächtigen in Politik und Wirtschaft rufe ich zu: verschreiben wir uns dem Frieden, dem Frieden durch Gerechtigkeit! Entscheiden wir uns feierlich, hier und jetzt, als Mittel zur Lösung von Streitigkeiten nie mehr Krieg zuzulassen oder gar zu suchen! Versprechen wir unseren Mitmenschen, uns unermüdlich um Abrüstung und für die Ächtung aller Kernwaffen zu bemühen! Laßt uns Gewalt und Haß ersetzen durch gegenseitiges Vertrauen und Solidarität! Jedem Menschen in diesem Land und in der Welt rufe ich zu: fühlen wir uns verantwortlich füreinander und für die Zukunft – über alle politischen und gesellschaftlichen Grenzen hinweg! Erziehen wir uns und erziehen wir die Menschheit, niemals mehr zum Opfer im Kampf zwischen wetteifernden Systemen zu werden! Nie wieder darf es einen Krieg geben!

Der Jugend in der ganzen Welt sage ich: laßt uns gemeinsam eine neue Zukunft der Brüderlichkeit und Solidarität schaffen! Laßt uns die Hände ausstrecken zu unseren notleidenden Brüdern und Schwestern, die Hungernden speisen, die Obdachlosen beherbergen, die Unterdrückten befreien, Gerechtigkeit hinbringen, wo Ungerechtigkeit herrscht, und Friede, wo nur die Waffen das Wort haben! Eure jungen Herzen sind in außergewöhnlicher Weise zu Güte und Liebe fähig: stellt sie in den Dienst eurer Mitmenschen! Für jeden wiederhole ich diese Worte des Propheten: „Dann schmieden sie Pflugscharen aus ihren Schwertern und Winzermesser aus ihren Lanzen. Man zieht nicht mehr das Schwert, Volk gegen Volk, und übt sich nicht mehr für den Krieg“ (Jes 2,4).

Allen, die an Gott glauben, sage ich: laßt uns stark sein in seiner Stärke, die unendlich über unsere eigene hinausgeht! Laßt uns vereint sein in dem Wissen, daß er uns zur Einheit beruft! Laßt uns bewußt werden, daß Liebe und Teilen keine entrückten Ideale sind, sondern der Weg zu dauerndem Frieden – zum Frieden Gottes!

Und zum Schöpfer von Natur und Mensch, von Wahrheit und Schönheit bete ich:

Höre meine Stimme, denn es ist die Stimme aller Kinder, die leiden und leiden werden, wenn Menschen ihr Vertrauen auf Waffen und Krieg setzen! Höre meine Stimme, wenn ich Dich bitte, den Herzen aller Menschen die Weisheit des Friedens, die Kraft der Gerechtigkeit und die Freude der Gemeinschaft einzufußeln!

Höre meine Stimme, denn ich spreche für die vielen in jedem Land und in jeder Epoche der Geschichte, die den Krieg nicht wollen und bereit sind, den Weg des Friedens zu gehen!

Höre meine Stimme und gewähre Einsicht und Kraft, auf daß wir immer auf Haß mit Liebe, auf Ungerechtigkeit mit völliger Hingabe an die Gerechtigkeit, auf Not mit dem Teilen des Eigenen, auf Krieg mit Frieden antworten! O Gott, höre meine Stimme und gewähre der Welt Deinen immerwährenden Frieden!

## **„Wir haben Angst, daß wir uns verfehlen“**

**Eine Predigt von Kultusminister Werner Remmers in der Markuskirche zu Hannover**

*Die evangelische Gemeinde der Markuskirche in Hannover hat zur Fastenzeit 1981 mehrere Politiker eingeladen, in ihrer Kirche zu predigen. Der (katholische) niedersächsische Kultusminister Werner Remmers eröffnete die Predigtreihe mit einem Text über „die Ängste unserer Zeit und die Glaubwürdigkeit unseres Glaubens“. Wir finden diesen Predigttext sowohl in Stil wie auch Aussage durchaus bemerkenswert und bringen ihn deshalb mit Zustimmung des Predigers unseren Lesern im vollständigen Wortlaut zur Kenntnis.*

### **I. Wir haben Angst**

Wir haben Angst – um uns selbst –, daß wir uns verfehlen. Wir wollen uns selbst bestimmen, selbst verwirklichen. Wir meinen zu wissen, wer wir sind, wie wir uns zu verwirklichen haben. Wir haben Angst, uns zu verfehlen, wenn wir so zielgerichtet und vorschriftsmäßig wir selber sein wollen. – Wenn es um Selbstverwirklichung geht, reden immer so viele andere mit. Identitätsprobleme – nennen wir das!

Wir haben Angst vor Bindungen an andere Menschen, daß wir sie nicht bestehen. Wir haben Angst, daß wir in Beziehungen zu viel von uns selber weggeben, daß wir in Anspruch genommen werden. Wir haben Angst, daß wir vielleicht nicht geben können, was wir geben möchten, daß wir nicht so zuverlässig und beständig sind, wie es eingefordert wird. Wir haben Angst vor den Abgründen, die in mitmenschlichen Beziehungen sichtbar werden, wenn die eingespielten Verhältnisse in Beruf, Familie, Freizeit, Konsum, Kultur Bruchstellen bekommen.

Das scheinbare Freisein von dauernden Bindungen und verpflichtenden Lebensformen stellt sich als permanente Herausforderung und damit als schwere Belastung heraus. Der beschleunigte soziale Wandel täuscht dieses Freisein aber nur vor. Wir glauben heute freier zu sein. Wir spüren aber, daß wir mehr denn je in Anspruch genommen werden von immer kurzfristiger wechselnden Ansprüchen. Die einzige Konstante ist vielleicht noch der Konsum. Wir verbrauchen uns für den Konsum, vielleicht weil der Konsum, das Genießen, die Angst unter der Decke hält.

Gerade in unseren gesellschaftlichen Erfolgen fühlen wir Menschen uns heute bedroht.

- Die verwaltete bürokratisierte Gesellschaft engt auf neue Art den Freiraum des Menschen ein.
- Trotz gewaltigem medizinischem Fortschritt scheint die Summe der Krankheiten gleich zu bleiben.
- Unser Vernichtungspotential reicht aus, um die Welt zu zerstören.
- Reden müßte ich auch noch von der Angst, die heute ihren Ausgang nimmt von den Kernkraftwerken und anderen Umwelt-Fragen. Bei aller Eigengewichtigkeit dieses Problems glaube ich, daß hier Urängste aufbrechen, die mit der Frage nach den Überlebenschancen des Menschen und der Menschheit überhaupt zusammenhängen.

Solchermaßen empfundene Bedrohungen lassen uns an Grenzen stoßen. Es sind nicht mehr die Grenzen eines diesseitigen Jammertals, jenseits dessen das jenseitige oder übernatürliche Heil liegt. Es sind Grenzen, die mitten im Fortschreiten des Fortschritts aufbrechen. Wissenschaft und Technik stoßen an Grenzen. Wir haben das Gefühl, daß der Fortschritt die unbeantworteten Fragen nicht weniger, sondern mehr werden läßt. Unser pausbäckiger Fortschrittsglaube ist dahin. Wir sind keine geschlossene Fortschrittsgesellschaft mehr. Wir sind eine offene Gesellschaft. Es brechen von innen – aus der Logik des Fortschritts – Fragen auf, die alte Menschheitsfragen sind: Woher kommen wir, wohin gehen wir?

Wir haben Zweifel an dem berühmten Schlußsatz von Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“: „Die Wurzel der Geschichte ... ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: ‚Heimat‘.“

Viele von uns befürchten eher das Gegenteil. Botho Strauß

beschreibt in seinem Buch „Rumor“ die Sinnlosigkeit und die Angst, die dem Menschen im Nacken sitzt: „In einem zähen Strudel der Wiederholungen drängt sich das ganze Seelenleben, und mehr als eine Handvoll tiefer Regungen haben wir nicht. Denn wir sind rundum bloß mit einem Würfelwurf hingeworfen“ (S. 45). „Wir sind ein Leid, ein Wunsch, ein Danebengehen. Da machen das bißchen Besserwisserei und die vielen brodelnden Blasen im Mund wenig Unterschied. Wir gründeln alle im selben Tümpel herum“ (S. 163).

Wir sagen gerne, die Jugend ist unsere Hoffnung. Haben wenigstens die jungen Menschen Hoffnung? Eher kann man sagen, die heutige junge Generation erwartet von der Zukunft wenig. Deshalb auch diese seltsame Scheu, überhaupt erwachsen zu werden. Ähnlich wie die Alten heute den Eindruck haben, sie würden nicht mehr gebraucht, kommt die junge Generation sich überflüssig vor. Obwohl real solch eine generelle Befürchtung, was Beschäftigungsmöglichkeiten angeht, nur sehr eingeschränkt begründet ist, die generelle Angst ist tiefsitzend und weitverbreitet und als solche schon wieder eine Realität.

Hat man unrecht, wenn gesagt wird: Die immer längere Ausbildungszeit sei ein frustrierender Wartestand, man könne kaum etwas Konstruktives zuwege bringen. In der aktiven Phase sei man dann vielfach heillos überfordert. Im Alter sei man überflüssig und abgeschoben.

Wer so empfindet, muß mutlos werden. Er hofft vielleicht noch, daß er sich durchmogeln kann, daß *seine* Existenz gerade noch glückt. Er hofft dann aber nicht mehr über den Rand seiner Existenz hinaus. Er wird große Scheu haben, Kindern das Leben zu schenken. Denn wer Kindern das Leben schenkt, hofft und glaubt, daß es sich lohnt zu leben, auch dann, wenn man selber nicht mehr lebt. Er hofft, daß es gut enden wird mit den Menschen.

Diese hier beschriebene Angst und Mutlosigkeit ist sicher eine der Ursachen für den Rückgang der Kinderzahlen über das Maß einer sinnvollen Familienplanung hinaus.

## II. Erwartungen an die Politik?

Mich bewegen diese Fragen als Politiker, und ich bekenne, daß das eigene Studieren, der gute Rat meiner Mitarbeiter, die Gutachten der Wissenschaftler, die Diskussionen in den politischen Gremien und die Umfragen der Meinungsumfrageninstitute manchen Aufschluß geben, eine letzte Antwort geben sie mir nicht.

Ich bekenne auch, daß ich mich als Politiker überfordert fühle. Alle treten sie an uns Politiker heran mit Forderungen, als ginge es nur darum, Pläne zu machen und sie in die Tat umzusetzen. Natürlich müssen wir planen, entscheiden, ordnen und bewegen, aber wir können viel weniger, als man uns zutraut und abverlangt; und auch weniger, als wir Politiker oft genug behauptet haben („Schluß jetzt, wir machens!“ stand auf einem Wahlplakat).

Wir werden viel zu sehr in die Position gedrängt, und wir lassen uns viel zu sehr in die Position drängen, daß wir Po-

litiker hinter dem Pathos unserer ständigen Versprechungen das eigentlich Machbare verbergen. Weder unser Jugendbildungsgesetz noch alle jugendpolitischen Programme, einschließlich der Millionenprogramme gegen Jugendarbeitslosigkeit, so notwendig und wirkungsvoll sie für sich genommen sind, werden die Nöte und Fragen der Jugend beantworten.

Die Mutlosigkeit vieler Lehrer wird nicht durch Arbeitszeitverkürzung behoben, so sehr man auch darüber reden muß. Der hohe finanzielle Aufwand der letzten 15 Jahre hat uns nicht die gute Schule beschert. Die eigentliche Gefahr droht unseren Schulen auch nicht von einer ideologischen Besetzung von links oder rechts – so schlimm das wäre –, sondern von Verflachung zur Routine, von der Verkürzung von Sinnperspektiven, von mieser aussichtsloser und freudloser Stimmung. Man hat „keinen Bock drauf“, sagen die Schüler. Übellaunigkeit breitet sich als Sozialbewußtsein aus.

Zwar redet man viel von Frieden im Außenverhältnis, aber in unserer Gesellschaft selbst – gewissermaßen innenpolitisch – herrscht eine Art von Aufgebrachtsein, die innenpolitisch Unfriede erzeugt. In diesem Aufgebrachtsein stößt der alte Machbarkeitsglauben – packt es endlich an, setzt es endlich durch! – zusammen mit Verärgerung und Frustration über das Wie – so kann man das nicht machen, so kann man mit dem Bürger nicht umspringen!

Der Politiker ist in einem Dilemma. Er soll es machen und doch wieder nicht machen. In einer säkularisierten Gesellschaft richten sich religiöse Erwartungen auf die Politik. Der Daseinsvorsorgestaat soll für das Heil der Menschen sorgen. Gleichzeitig wird dieser Staat mit seiner umständlichen Bürokratie als Gouvernantenstaat empfunden, der seine Zöglinge nicht ganz für voll nimmt, der ihnen Eigenverantwortung, Selbsttun und Risikobereitschaft abgewöhnt. Wir wollen nicht bevormundet werden, aber für unseren Teil auf Nummer sicher gehen, das eigene Schäfchen im trockenen haben.

### III. Was können wir als Christen sagen?

In der Welt habt ihr Angst, sagt uns die Bibel. Hätten wir gar keine Angst, wäre das, so meine ich, sogar ein schlimmes Zeichen. Es heißt in der Bibel aber auch: Wenn das alles geschieht, wenn die Zeichen des Untergangs und die Katastrophen kommen, dann richtet euch auf und faßt Mut. Duckt euch nicht, um euch in Sicherheit zu bringen, sondern richtet euch auf. Habt den Mut, trotz allem – um dieses Jesus willen und wie dieser Jesus – Gott zu glauben und so auch an den Menschen zu glauben und nicht an ihm zu verzweifeln.

Aber wie wird das sichtbar, daß ich glaube, daß ich mich aufrichte und nicht verzweifle? Der Theologe Schillebeeckx sagt zu Recht: „In einer modernen Welt werden Menschen das christliche Glaubenscredo nicht länger auf die bloße Autorität anderer hin annehmen, sondern in und durch eine Erfahrung – mit Erfahrungen, interpretiert im

Lichte dessen, was uns die christlichen Kirchen aus einer langen christlichen Erfahrungsgeschichte vermitteln. Es hat den Anschein, daß dies für viele der Weg zur Religiosität und zum Christentum werden wird (und nicht länger mehr der Weg des Christseins von Geburt an)“ (E. Schillebeeckx, *Menschliche Erfahrung und Glaube an Jesus Christus*, 1979).

Mich erinnert das Bemühen, christlichen Glauben zu vermitteln, durch das Aussprechen von gemachten Erfahrungen in der Nachfolge Jesu, mich erinnert das an die Bemühungen von Eltern, kleinen Kindern zu erklären, daß Wasser trägt, wenn man nur bestimmte Bewegungen macht.

Wer sich nicht einläßt, auf sein Wort hin, wird nicht erfahren können, daß der Glaube trägt. Glaubenserfahrungen, sagt Schillebeeckx, sind Erfahrungen mit weltlichen Erfahrungen. Glaubenserfahrungen in einer religiösen Tradition, die neben die weltlichen Erfahrungen treten, sind keine Glaubenserfahrungen. Es sind Erfahrungen, die sich ducken, aber nicht aufrichten, weder sich selbst noch andere.

### Alles noch einmal ganz anders sehen, als es auf den ersten Blick aussieht

Was ich hier bekennen will, ist aufgrund meiner persönlichen Erfahrungen dies. Bei allen Zweifeln, in allem Dunkel, ich spüre, daß der Glaube trägt. Es geht mir so, wie Adolf Exeler gesagt hat:

„Ich weiß mich von Gott geführt. Ich kann das zwar niemandem beweisen, aber ich habe es erfahren; durch viele Strapazen und Schwierigkeiten hindurch habe ich in dem Maße, wie das Entgegenkommen Gottes in Jesus Christus für mich konkret wurde, begriffen, daß das Schicksal nicht einfach blind über mich kommt, sondern daß ich Subjekt meines Lebens bleibe, daß ich selbst in den Ereignissen, denen ich anscheinend völlig hilflos ausgeliefert bin, Subjekt meines Lebens bleibe, ermutigt durch ihn, der mir entgegenkommt“ (Exeler, *Gott, der uns entgegenkommt*, 1980).

Ich bekenne diesen Glauben, weil wir Christen von der Hoffnung künden müssen, die in uns ist. Wir müssen unsere Erfahrungen mit dem Glauben mitteilen. Der Glaube wird nicht dadurch verkündet, daß die Kirchen und die Christen berichten, daß und wie die Apostel geglaubt haben, sondern entscheidend dadurch, daß wir heute Glaubenserfahrungen machen und diese Glaubenserfahrungen durch die Art und Weise unseres eigenen Lebens verkünden.

Ich mache Schulbesuche, führe Gespräche, treffe Entscheidungen, vier, fünf Tage hintereinander. Nichts löst sich, graue und miese Stimmung quillt aus allen Ritzen. Mutlosigkeit geht um. Auf der Heimfahrt lese ich einen Text von Heinrich Schlier (*Er ist dein Licht*, 1977), ausgehend von Jesaja 21, 11. Eine Stelle, wo man den Wächter fragt, wie weit ist es in der Nacht; und die Antwort ergeht: Tag schon aber auch Nacht noch – kommt wieder und

fragt. Während ich die meditativen Texte lese, erfahre ich, daß diese Texte wie ein Brief sind, den jemand geschrieben hat, der meine Erfahrungen der letzten Tage mit vollzogen hat. Was ist das? Ich weiß es nicht genau und auch nicht sicher – aber solche Erfahrungen tragen mich.

Oder es gibt Tage, an denen man sich gedrängt fühlt, in wirbelnden Aktivitäten Projekte, Maßnahmen oder auch Ideen voranzutreiben. Die Termine sind fein abgestimmt und die Zeiten knapp bemessen. Eine Nachricht von der eigenen Familie, ein Besucher, der angehört werden will, bringt alles durcheinander.

„Was zählt, ist nur der totale Einsatz“, sagt Sartre. Aber bei dem Propheten Jesaja lesen wir: „In Umkehr und Ruhe werdet ihr befreit, in Stille in Gelassenheit geschieht euer Heldentum“! Solch ein Satz trägt mich, ich flüstere ihn mir innerlich zu in den turbulentesten Szenen.

Nun müssen wir uns allerdings vor der Gefahr hüten, den Glauben oder konkreter Jesus Christus für uns einzusetzen, um so leichter über die Runden zu kommen. In der erfahrenen Hilfe müssen wir uns auf eine andere Dimension einlassen – darauf einlassen, daß dieser Jesus lebt. Also nicht nur über ihn reflektieren, nicht bloß von ihm für mein Leben Motive, Ratschläge, Energien erwarten, sondern mit ihm leben wollen, mich darauf einstellen, daß er nicht ein vergangener und nicht eine Idee und nicht ein in unzugänglicher Ferne Eingeschlossener ist, sondern der Gegenwärtige (Hemmerle). Was erwächst daraus für einen Politiker – aber auch natürlich für alle anderen Menschen?

- Sich öffnen, sich helfen lassen. Nicht meinen, ich bin es, der es schaffen muß, ein anderer ist es, der die Fäden in der Hand hält. Läßt man sich so auf Gott ein, dann läßt man sich auch auf den Menschen ein. Dann weiß man auch als Minister, daß Zuarbeiter nicht ausreichen, sondern, daß man Mitarbeiter braucht. Und dann trägt auch dieser Mitarbeiterkreis wieder.
- Sich auf diese Dimension einlassen heißt auch: alles noch einmal ganz anders sehen, als sich die Probleme dieser Gesellschaft und dieser Welt auf den ersten Blick ansehen. Durch alles hindurch, was Parteienkonfrontation bedeutet, was der Wettlauf der Technokraten mit wechselnden parteipolitischen Vorzeichen angeht, durch alles das hindurch müssen wir versuchen, immer wieder auf den Punkt zu kommen.

Auf den Punkt kommen? Alles ist arrangiert. Die Voraussetzungen, die Mittel, die Ziele sind da. Alles läuft, aber der Punkt, der springende Punkt, der Funke, die Seele sind nicht da. Es läuft alles erwartungsgemäß, aber ein Unge-nügen bleibt. Sehnsüchte bleiben ungestillt.

Dabei wird es immer dringlicher, daß wir auf den Punkt kommen. Da gibt es solche, die aussteigen oder sich enttäuscht ins Private zurückziehen, zu Ersatzreligionen greifen, zu Drogen. Sehnsüchte vagabundieren an den Rändern und in den Ritzen der verfaßten Gesellschaft.

Wer stillt diese Sehnsüchte? Wer gibt Antwort auf diese Fragen? Sollen wir die Methoden, uns persönlich und gesellschaftlich zufriedenzustellen, noch einmal verfeinern, den Kuchen größer machen?

### Fragen und Suchen, was an Stelle des Fortschritts trägt

Wenn wir nicht mehr nur aus uns die Lösungen suchen, fangen wir an zu fragen, zu suchen. Was es mit diesem Suchen auf sich hat, erzählt uns Martin Buber in den Erzählungen der Chassidim (Manesse Verlag, 1949): „Das Versteckspiel: Rabbi Baruchs Enkel, der Knabe Jechiel, spielte einst mit einem anderen Knaben Verstecken. Er verbarg sich gut und wartete, daß ihn sein Gefährte suche. Als er lange gewartet hatte, kam er aus dem Versteck; aber der andere war nirgends zu sehen. Nun merkte Jechiel, daß jener ihn von Anfang an nicht gesucht hatte. Darüber mußte er weinen, kam weinend in die Stube seines Großvaters gelaufen und beklagte sich über den bösen Spielgenossen. Da flossen Rabbi Baruch die Augen über, und er sagte: So spricht Gott auch: ‚Ich verberge mich, aber keiner will mich suchen‘.“

Wenn ich so von meinem Glauben spreche, taucht vielleicht die alte marxistische These auf: Religion ist die organisierte Form menschlicher Selbstunterschätzung. Im Verhältnis zu den Möglichkeiten, die der wissenschaftlich-technische Fortschritt gebracht hat, war und ist diese These nicht ganz falsch. Heute sind wir vielleicht aber an einem Punkt, wo umgekehrt gilt: Der wissenschaftlich-technische Fortschritt ist die hochorganisierte Form menschlicher Selbstüberschätzung auf Kosten des Menschen. Zu fragen und zu suchen, was uns außer diesem Fortschritt und teilweise wohl auch an Stelle dieses Fortschritts trägt, scheint zu einer überlebenswichtigen Frage zu werden. Wer hilft uns einzusehen, daß wir nicht alles können und auch nicht alles dürfen, was wir können. Es gibt vieles, was sich finden ließe, wenn wir es nur suchten. Der verborgene Gott hält sich zum Suchen bereit in vielen Dingen, Erfahrungen, Begegnungen.

Die Glaubwürdigkeit des Glaubens ist keine Sache für sich. Sie hängt mit der Glaubwürdigkeit als Mensch zusammen. Ich zitiere noch einmal Exeler (a. a. O., S. 62): „Wenn wir überleben wollen, haben wir es nötig, aneinander zu glauben. Das übersehen wir häufig, und das macht den Glauben so schwierig. Wenn es so viele Menschen gibt, die es sehr schwer haben, an Gott zu glauben, dann liegt die Schwierigkeit oft dort, daß sie keinen Menschen haben, an den sie glauben können. Oder sie besteht darin, daß sie nicht an sich selbst glauben. Beides hängt meistens zusammen. Wo nur noch Mißtrauen herrscht, kann sich kein menschliches Leben mehr entfalten.“

In der Welt habt Ihr Angst – aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.